

Waltraud Robke-van Gerfsheim

AUS DEM LEBEN
DES STADTVERORDNETEN
AUGUST FUNCCIUS

Für Eberhard

und alle,
die meine
Heimatstadt Ruppertal
tatkräftig lieben.

gestaltet von Christine Burlon



Nord Park

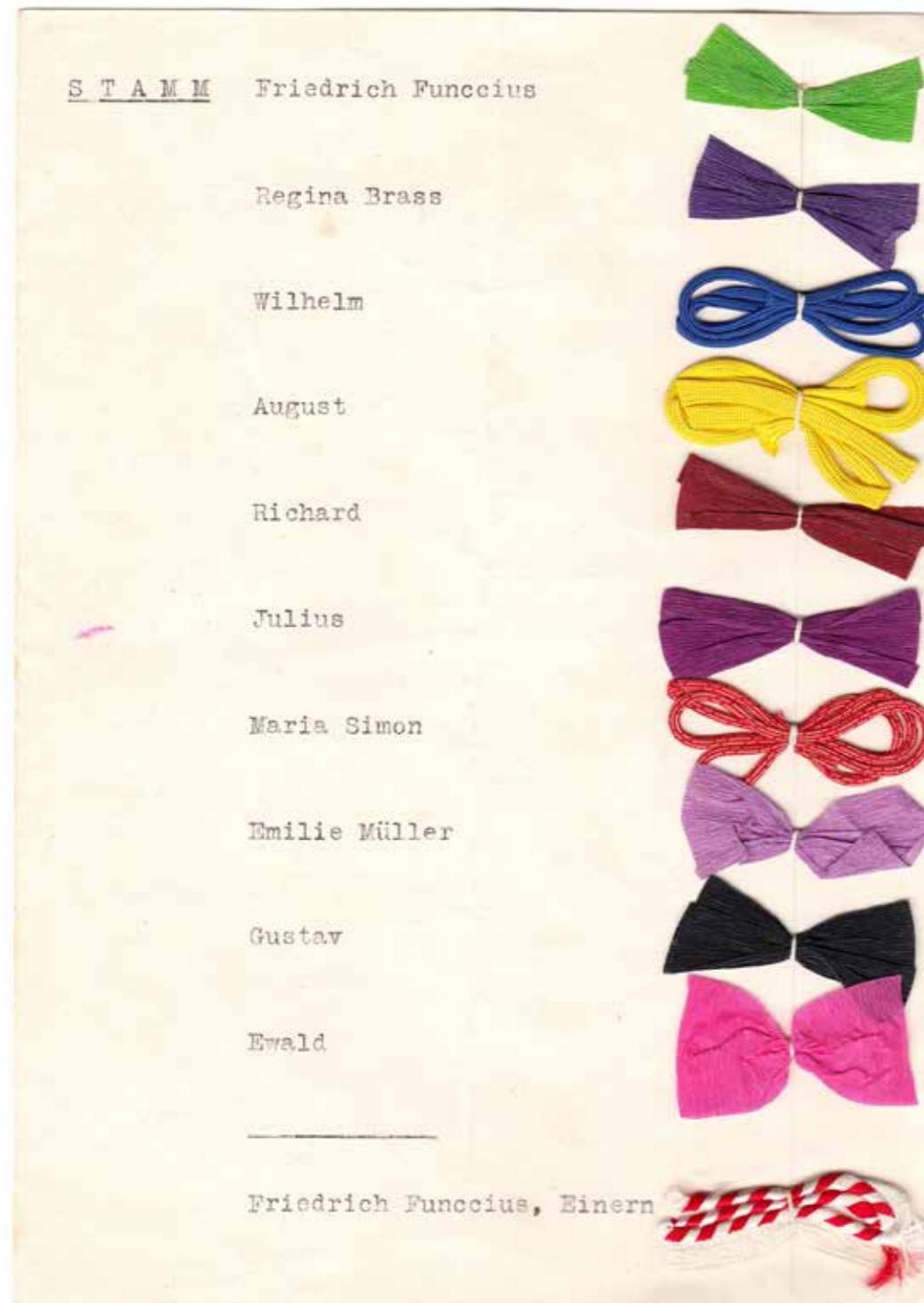
INHALTSVERZEICHNIS

Seite
04	DER FAMILIENTAG
07	DIE VORFAHREN
10	DAS UELLEND AHL
13	DAS ELTERNHAUS
19	DER SONNTAGSGOTTESDIENST
21	NOTJAHRE
29	DIE NACHKOMMEN
35	DER START INS LEBEN
37	DE HAAS RÖSCHEN
39	BACHSTRASSE 97
49	DER STADTVERORDNETE
59	DER RATHAUS-„KRIMI“
67	DER ABSCHIED
71	VERMÄCHTNIS

76	Quellen-Nachweis

GESTALTUNG
Christine Burlon

DRUCK
Ley + Wiegandt GmbH + Co
Wuppertal, 2020



Originalkarte mit aufgenähten Schleifchen von 1948. Friedrich Funccius verdanken wir die umfassende 1992 erstellte „Chronik der Familiensippe Funccius.“



DER FAMILIENTAG *Wer war August?*

Sonntäglich gekleidet, mit einer kleinen gelben Schleife auf der Brust, machen sich 1948 in Wuppertal Eltern und Kinder von Gerfsheim auf den Weg in den Festsaal der Zoogaststätten. Ein „Funcciustag“ ist organisiert. Meine Mutter stammt aus dieser Großfamilie. Die Erwachsenen freuen sich, nach entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahren endlich wieder zu einander zu finden.

Mein Vater trägt eine DIN A 5-Pappe bei sich mit 11 unterschiedlichen Schleifchen zur Kennzeichnung der einzelnen Stämme. Uns Kindern wird erklärt, dass die Schleife das wichtigste Requisite des Tages sei, könne man doch nur an ihr erkennen, welchem Stamm wir zugehören. Und das sei bei der zu erwartenden Menschenmenge sehr wichtig.



Die Sache mit den Stämmen interessiert mich überhaupt nicht. Die verschiedenfarbigen Schleifchen, teils aus Krepppapier, teils aus Band (ein Notbehelf der Nachkriegszeit), schon eher. Ich bin mit „gelb“ zufrieden, sticht es doch unter den Farben am besten hervor.

Kaum haben wir die Säle betreten, tauchen meine Eltern langsam unter, gerade noch wahrnehmend, dass ihre Kinder wie Hündchen folgen. Das Fragen,

Umarmen und Küssen nimmt kein Ende. Vati und Mutti sind begeistert. Und ich? Ich fühle mich unbehaglich.

„Also, Du gehörst auch zum Stamm August?!“

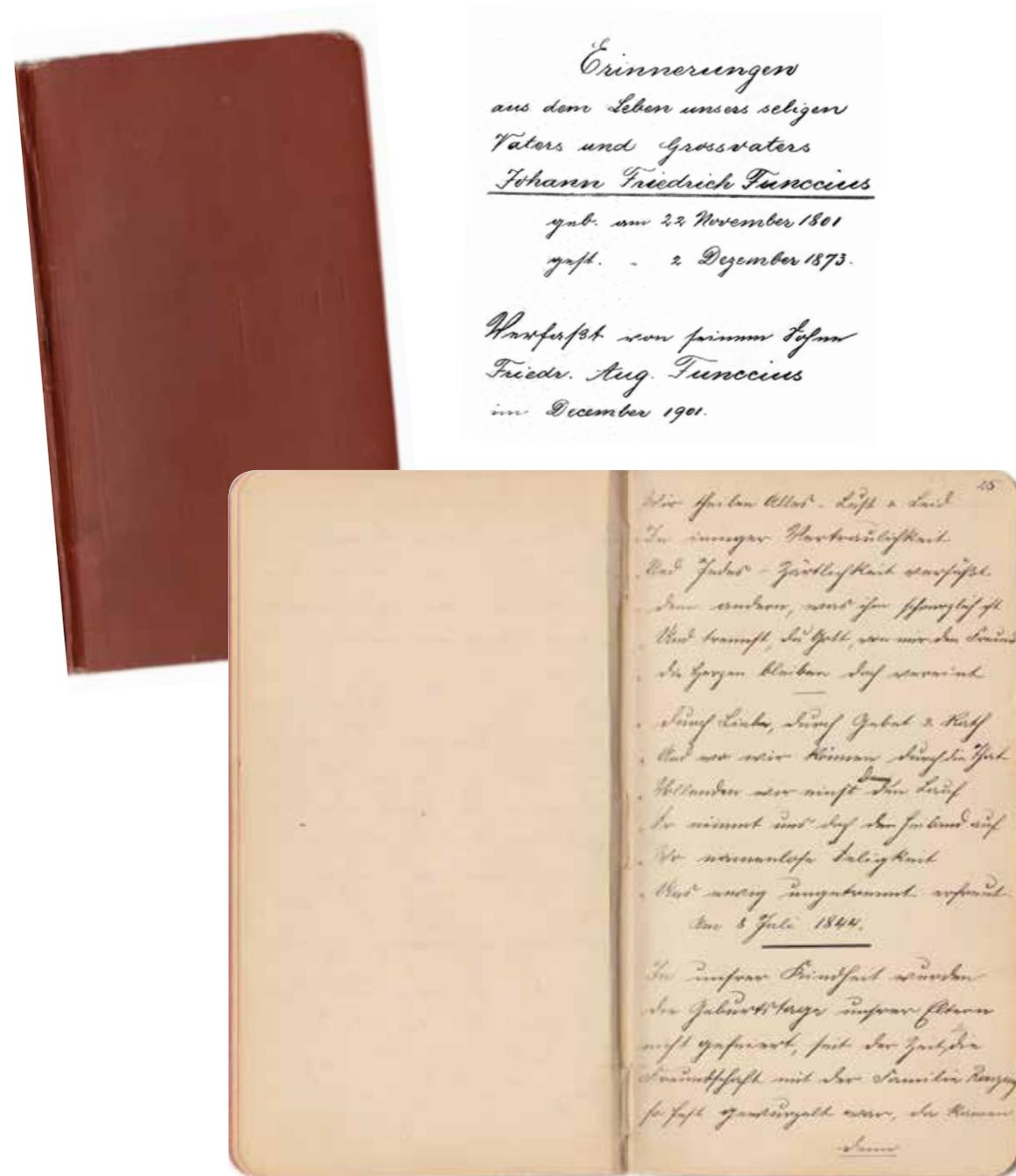
Mir ist August kein Begriff und meine Zugehörigkeit zu ihm egal.

Noch nie nahm ich an einer so unübersichtlichen Gesellschaft teil. Mit all diesen Leuten soll ich verwandt sein? Sie kennen zu lernen, ist kein Gewinn. Unter ihnen die vertrauten Vettern und Kusinen zu treffen, tut gut.

Jahre später fällt mir ein kleines Büchlein in die Hand, ein handgeschriebener Text von August Funccius. Da ist er wieder, dieser August, von dem ich abstammen soll! Ich schmökere darin und siehe da, es lässt mich nicht mehr los. Das Büchlein ist eine Hommage an sein Elternhaus, das sein Leben wesentlich prägte und an das er anlässlich des 100. Geburtstags seines Vaters erinnerte.

Seit 116 Jahren ist August nun schon tot und keiner kennt ihn mehr. Nur auf unserem Familiengrabstein ist sein Name noch zu lesen.

Ich habe das Bedürfnis, ihn dem Vergessen zu entreißen.



Den Text dieses unscheinbaren Büchleins konnte in unserer Familie keiner mehr lesen. Ein Glück, dass mein wichtigstes Dokument nicht entsorgt wurde.



DIE VORFAHREN *Der Name im Wandel*

Wahrscheinlicher Ahnherr:

Ritter Siegmund Funck von Senftenau
auf Schloss Senftenau in Aeschach/Lindau Bodensee um 1300

Urkundlich belegte Ahnherren:

Melchior Funck d.Ä. *1520 in Elsterwerda Schulmeister, Pfarrer, Chorherr

Melchior Funck d.J. *1545/50 Schulmeister u. Custodem

Urbanus Funcke d.Ä. *1581 Schneider

Urbanus Funcke d.J. *1618 Schneider

Christian Friedrich Funcke *1665 Pfarrer in Reichsstädt,
er latinisierte seinen Namen in Funccius

Johann Friedrich Funcke/Funccius *1693 Rektor der Lateinschule in Bergneustadt

Ludwig Wilhelm Ernst Funccius *1734 Prediger und Schulmeister in Herzkamp

Johann Friedrich Funccius *1771 Bäcker in Herzkamp

Johann Friedrich Funccius *1801 >> Im Text mit J.F.F. abgekürzt

Friedrich August Funccius *1836



Bezieht man in die Betrachtung unserer direkten Vorfahren Funck, Funcke, Funccius auch die nahen Seitenlinien ein, sind in 250 Jahren (1520 - 1770) die Familienpatrone ganz überwiegend in geistlichen, gelehrten Berufen tätig. Mit Johann Friedrich Funccius * 1771 tritt eine Wende ein. Von nun an dominieren in unserer Linie Handwerk und Handel. Eigentlich soll auch er, der früh den Vater verliert, studieren, aber dazu ist er nicht in der Lage. „Wegen zarter Körperkonstitution“ wird berichtet, aus anderer Quelle heißt es „Studienaufgabe (stud. theol.) wegen eines Gehirnleidens“.

So wird es in der Familie erzählt:

Johann Friedrich weicht aus auf den Kaufmannsberuf. Als er bei einer Hinrichtung in Frankfurt zugegen ist und ihm der Kopf des Delinquenten vor die Füße rollt („und sich im Gras festbiss“) wird er so nervenkrank, dass er auch diesen Beruf aufgeben muss und nun das Bäckerhandwerk erlernt.

Sein ältester Sohn, gleichen Namens, glänzt als guter Schüler. Er möchte Pfarrer werden. Offensichtlich ist es dem körperlich schwachen Vater gelungen, das wichtigste Familienerbe weiter zu geben, den lutherisch-pietistischen Glauben als Lebensorientierung. Aber die Umstände lassen ein Studium nicht zu. Der Vater ist oft und lange krank, viele Kinder sind zu versorgen.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gibt es keine soziale Absicherung. Nichtfamiliäre Solidargemeinschaften entwickeln sich erst langsam. Man ist noch ganz auf seine nahen Verwandten angewiesen.

J.F.F. als Ältester übernimmt früh die Verantwortung, denn die Mutter kann ihre kleinen Erwerbsbereiche Bäckerei, Spezereiwarengeschäft und Landwirtschaft nicht allein in Gang halten. So stehen dem Sohn weder Zeit noch Geld für eine Studium zur Verfügung. Er nimmt sein Schicksal an und wird wie der Vater Bäcker.



Wappen der Familie Funccius, Datum unbekannt



DAS UELLEDAHL

Bauernhöfe – Webstuhlklappern und Vogelzwitschern



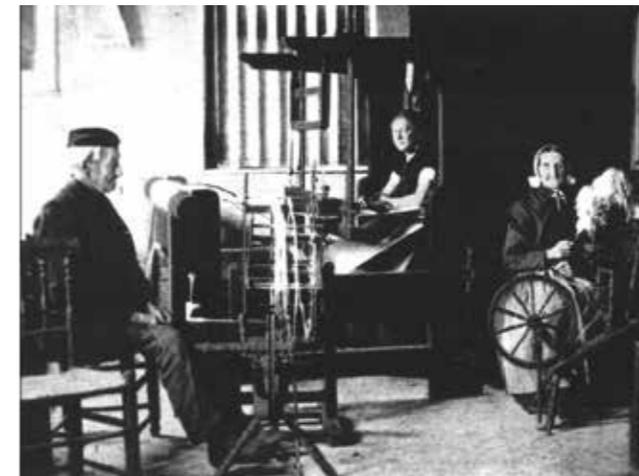
Ortsteil Uellendahl aus dem Teil einer Karte der Stadt Elberfeld von 1911

Am Ende des 18. Jahrhunderts war gerade die Hoffnung verfliegen, dieses öde Wiesen- und Waldtal im Norden Elberfelds mit seinem Mirker Bach und den wenigen Bauernhöfen zu einem florierenden Heilbad zu entwickeln.

Die Hoffnung begann 1773, als im oberen Uellendahl ein Quelle freigelegt wurde, deren heilkräftiges Wasser euphorisch gefeiert wurde. Der Uellendahler Brunnen. Sofort entstand auf dem entsprechenden Hof ein Kurbetrieb feinsten Art, so wie es gerade Mode war. Lockte die Menschen scheinbar der Gesundheitstrank, begleitet von ärztlicher Betreuung, so muss es eher das Vergnügungsbedürfnis gewesen sein, das in Elberfeld unterdrückt wurde und hier befriedigt werden konnte bei gutem Essen, Wein, Musik und Tanz. Die streng reformierten Pfarrer der Stadt wetterten gegen das sündige Amusement. Bürger aller Gesellschaftsschichten störte das jedoch nicht. Sie machten sich auf den langen Weg zu Fuß, zu Pferd oder in Kutschen.

Fatalerweise erwiesen sich die Erwartungen als zu hoch geschraubt. Das Wasser taugte leider nicht zur Kur. Und so war nach einigen Jahren der Spuk verfliegen. Doch noch jahrzehntelang war der Hof „Uellendahler Brunnen“ ein Ausflugslokal mit besonderer Anziehungskraft.

Das Tal blieb also, was es war mit seinem unfruchtbaren Boden, ein Wiesental mit Kühen auf der Weide, die allerdings für die wachsende Elberfelder Bevölkerung und deren Versorgung mit Nahrungsmitteln immer wichtiger wurden.



Viele Bauernkinder, die nur ein kleines Stück Land erbten, waren gezwungen, sich einen anderen Erwerbszweig aufzubauen. So arbeiteten hier viele Hausbandwirker und -weber, die für Elberfelder Fabrikanten den ganzen Tag an ihren Bandstühlen tätig waren und 1 x in der Woche, am Liefertag mit Liefersack auf dem Rücken ihren Lohn in Empfang nahmen. Ein Freudentag für die Männer und ein Zittertag für die

Für die Arbeit am Bandstuhl wurde viel Licht gebraucht, deshalb wurde der Arbeitsraum in das Dachgeschoß gelegt, da es dort am hellsten war. In die Bandwirkerei war meist die ganze Familie einbezogen. Während die Mutter am Schärhaspel arbeitete, halfen die Kinder an der Spulmaschine.



DAS ELTERNHAUS

Neue Heimat – Markttag – fromm-fröhliches Familienleben



Frauen, denn auf dem Rückweg auf der Gathe (Bachstraße) hatten die Gaststätten eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

Es gab wohl keine Stube der Heimarbeiter in der nicht ein kleiner, hölzerner Vogelbauer hing, in dem ein Zeisig, ein Distelfink oder Buchfink eingesperrt war, um den einsamen Arbeiter mit seinem Gesang zu erfreuen.

Man kann sich heute nicht mehr vorstellen, wie viele Vogelarten im Uellendahl heimisch waren und die Begehrlichkeit der Bewohner wachhielt, einen Vogel zu fangen, obwohl Vogelfang verboten war. „Vogelsangstraße“ und „Lockfinke“ erinnern daran.

Wenn die Uellendahler in die Stadt gingen, kamen sie linkerhand an einem hohen Berg mit vielen Höhlen und Gängen vorbei, dem etwas unheimlichen Engelnberg. 1827 wurden die Spitze des Berges abgetragen, die Höhlen verfüllt, auf dem Plateau ein Exerzierplatz angelegt und rundherum Häuser gebaut.

Bevor ich von der Familie Funccius berichte, möchte ich ins Bewusstsein rufen, dass im Alltagsleben dieser Zeit in Elberfeld generell „Platt“ gesprochen wurde. Auch der Fabrikherr mit seinen Arbeitern. Lang, lang ist's her!

Zur emotionalen Einstimmung in die Lebenswelt des 19. Jahrhunderts habe ich unter dem Slogan „So klang Elberfeld“ ein kleines Gedicht zum Selbststudium ausgewählt. Man muss es unbedingt laut lesen und die Wörter etwas nachlässig aussprechen. Der Text ist dann leicht verständlich.

Das Gedicht handelt von einem allzu braven Kind (Kenk) und hätte vom Inhalt her auch zur Familie Friedrich Funccius passen können.

En braves Kenk... ..

Et word gedonn, wat Vatter seit,
en längst vergang'nen Tieden.
Denn Vatter, der hätt emmer reit.
Soa word ok Striet vermieden.

En braves Kenk gehorcht sofort
on kallt nit lang dogegen.
Dröm achtet et op Vatters Wort,
denn dodrop steht dä Segen.

Ming Schwester, die woa so dressiert,
Gehorsam woa ehr wichtig.
Sie frocht nit lang, wat do passiert.
Wat Vatter seit, woa richtig.

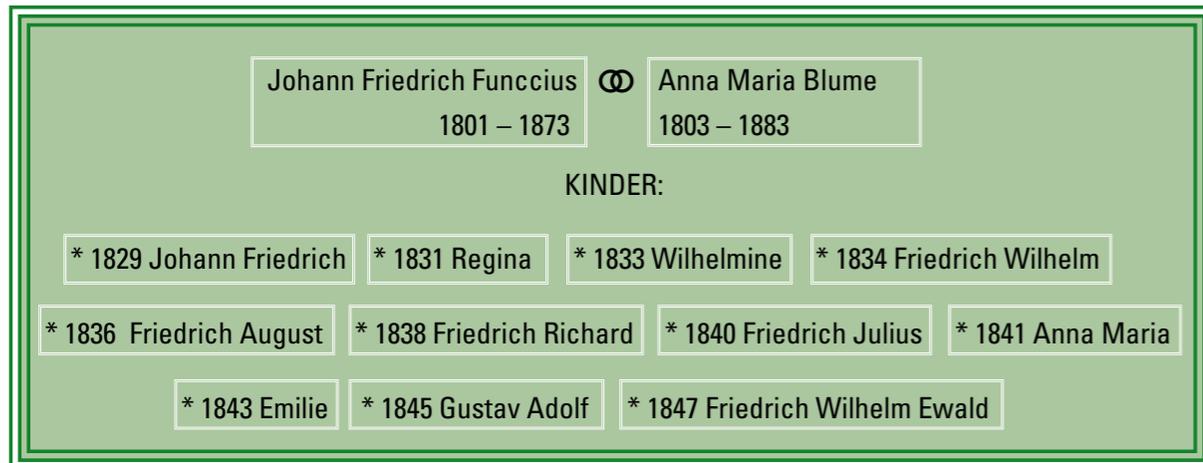
Am Meddagsdesch einst sosten vie.
Us knurrte user Magen.
Do woa ming Schwester schon dobie
de Suppe optudragen.

En heeten Pott brengt groaten Schmerz,
do göft et nix tu kallen.
Dä Vatter reep noch half em Scherz:
„Lott doch de Suppe fallen!“

Et word gedonn, wat Vatter seit,
de Suppe hengeschmeeten.
Vie Kenger hatten groaten Schmeit
on hatten nix tu eeten.

Wer stets gehorcht, dä werd nit schlau,
bestemmt nit selfs sinn Lewen.
Denn jedem Menschen, Mann on Frau
word sinn Verstank gegewen.

(S. Langenbruch)



1828 (mit 27 Jahren) heiratet Johann Friedrich ein Nachbarsmädchen, Anna Maria Blume. Mit 17 Talern Anfangskapital lässt sich das junge Paar im Dickten 8 (Uellendahl) nieder und zwar in dem Gebäude, das heute „Pfannkuchenhaus“ heißt. Vorher war es 150 Jahre lang als „En de Mang“ bekannt. Weidenkörbe hingen an der Frontseite. Das geräumige Bergische Bauernhaus gehört zur Bürgermeisterei Barmen und hat eine winzige Zollstation mit „Barriere-Einnahmen“. Die geringen Gebühren, die hier entrichtet werden müssen, dienen der Straßenunterhaltung. Gezahlt werden sie im wesentlichen von den „Kohledrievern“, den Männern, die auf Pferderücken Säcke mit Kohle von Herzkamp nach Barmen und Elberfeld transportieren.



Dieses Haus wird von den Kindern später als Stammhaus bezeichnet. Rechte Seite: Der Kaufvertrag

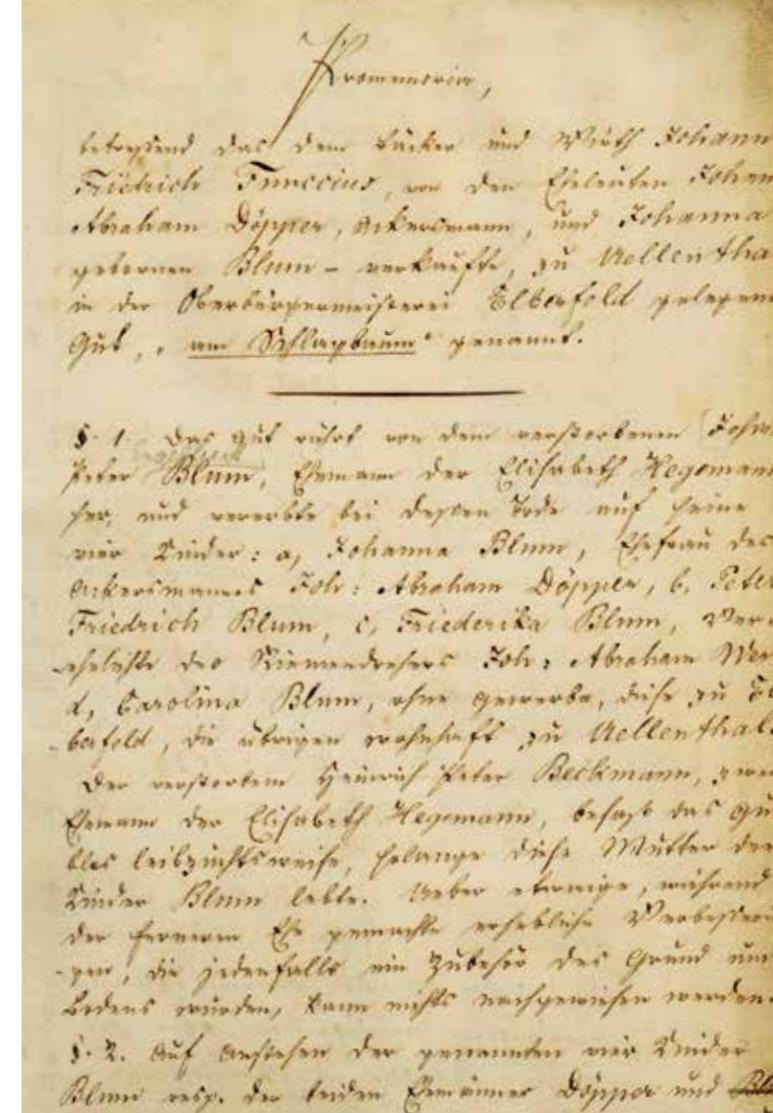
Die Kohletreiber nutzen den notwendigen Halt, um ihre Pferde zu tränken und um sich mit einem Schnäppchen zu stärken (es können auch mehrere sein.) So hat sich hier im Laufe der Zeit eine kleine Wirtschaft etabliert. J.F.F. fügt nun noch eine Bäckerei hinzu.

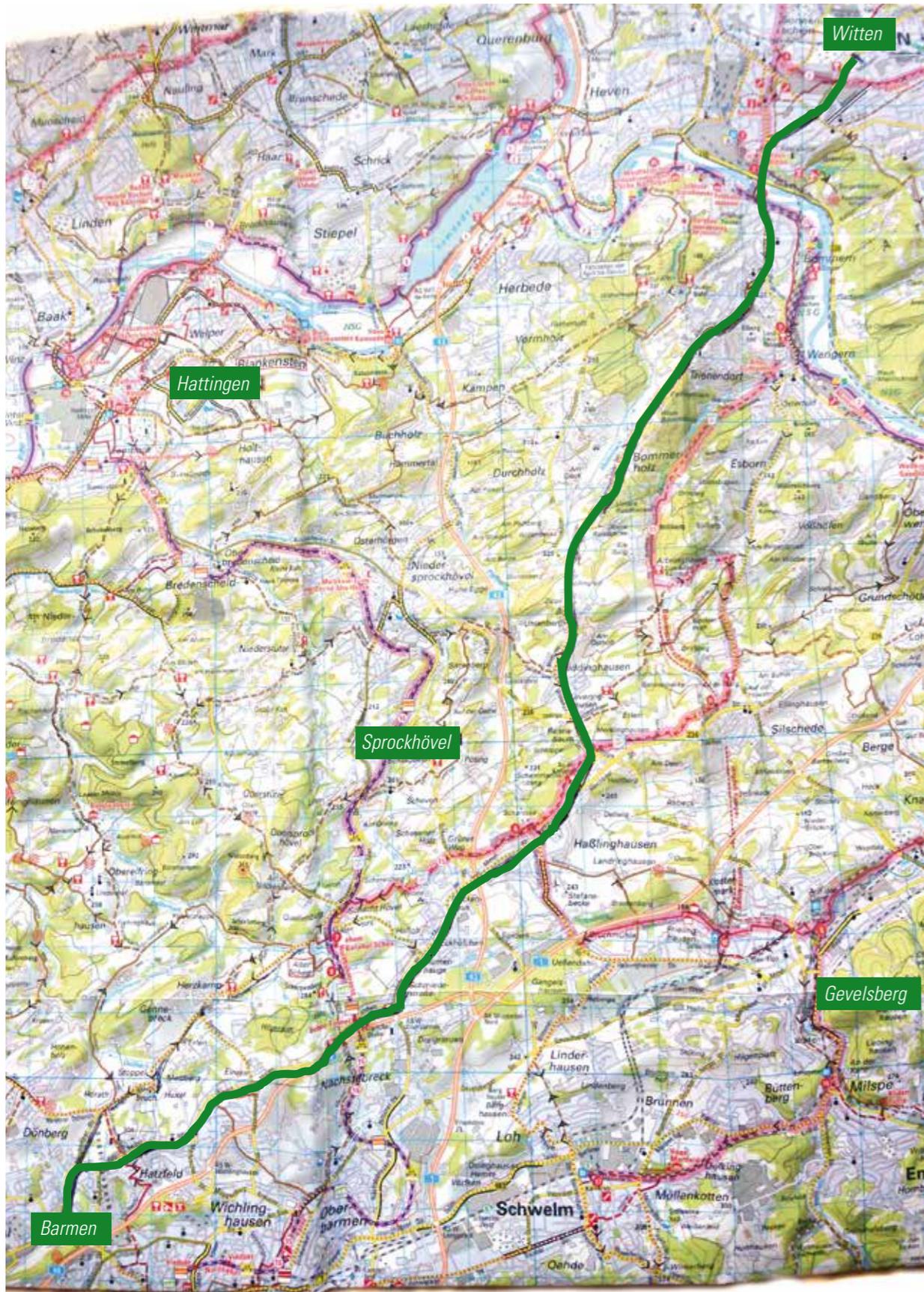
Der fromme Christ J.F.F. überwindet sich nur schwer, Schnaps – in seinen Augen Teufelszeug – zu verkaufen. Aber die guten Einnahmen braucht er für seine wachsende Familie und für seine Zukunftspläne. Die Stadt Elberfeld lockt, und zwar das Uellendahl, das zur Bürgermeisterei Elberfeld gehört.

1863 kauft J.F. Funccius für 3750 Thaler preußisch Courant das Gut „Am Schlagbaum“ zu Uellenthal. Auf dem Anwesen steht das Wohnhaus, ein Pferdestall (ehemaliges Brauhaus) und ein Stallgebäude. An den Hofgrund grenzt ein Garten, an den sich eine Wiese anschließt. Zum Zubehör, das er mitkauft, gehört der Kamin im Haus, eine Anrichte in der Küche, die Bänke und ein Glaschränkchen in der Wirtsstube; ferner der kupferne Mengkessel und der Backofen im Backhaus, Erdäpfelkisten im Keller, die Krippen und Räufe im Pferdestall, sowie Kuhtröge und ein Schweinestall.

Ausschlaggebend für den Kauf waren die ähnlichen Lebensbedingungen wie „En de Mang“ und die vorteilhafte Stadtnähe. Mit Frau und vier Kindern zog Friedrich um. Kaum hatten sie ihr Haus in Besitz genommen, kam August zur Welt und dann folgten noch sechs „Blagen“.

Man kann sich vorstellen, welch munteres Völkchen hier heranwuchs, das hauptsächlich mit den Einnahmen der Bäckerei versorgt werden musste, weil die Wirtschaft nicht viel einbrachte. Dabei machte es sich der Vater nicht leicht, weil er sein Handwerk mit Ehrgeiz betrieb und einen hohen Qualitätsanspruch hatte. Seine Spezialität war das in der Stadt übliche 7-pfündige Schwarzbrot. Offenbar genügte ihm aber die Kornqualität der nahegelegenen Märkte nicht, denn seine wöchentliche Einkaufsquelle war der Fruchtmarkt in Witten. In seinen Erinnerungen schreibt später Sohn August: „Unser Vater besuchte jeden Donnerstag den Wittener Fruchtmarkt und ging des Morgens um 3 Uhr von Uellendahl, weil noch keine Eisenbahn dahin war, um recht früh auf dem Markt zu sein und um sich das beste Korn aussuchen zu können.“





Aktuelle Fahrradkarte: So stelle ich mir den Weg nach Witten vor.

Das Beste war ihm nicht zu gut, um nur ja gutes Brot backen zu können. Er musste 5 Stunden zu Fuß gehen, dann auf dem Markt kaufen, nach dem Markt die gekaufte Frucht vermessen & dann wieder zu Fuß zurück nach Uellendahl, das waren Strapazen. Auf dieser Strecke war eine Stelle zwischen Schaumlöffel und Hasslinghausen ein Wald, dort waren wiederholt Leute beraubt worden. Eines Morgens, es war ziemlich dunkel sieht er von weitem, wie 3 Männer beinander standen. Er fasste seinen Stock fest und ging mit einem: „in Gottes Namen“ auf die Leute zu. Wie er nun so nahe kam, dass er die Leute besser sehen konnte, sieht er wie einer der Soldaten sagt: Dort kommt einer, der kann ihnen den Weg zeigen, denn der ist hier bekannt. Der Soldat war im Urlaub und wusste den Weg nicht so recht, so dass mein Vater einen Begleiter an ihm fand. Die beiden anderen verschwanden in den Wald. Eine halbe Stunde später kam ein Fuhrmann, an welchem unser Vater vorüber gegangen war, und wurde an dieser Stelle von 2 Männern überfallen und seines Geldes beraubt, was unserem Vater noch selben Tag mitgeteilt wurde. Und Vater hat das immer als gnädige Bewahrung Gottes angesehen.“



Ein alter Hohlweg. Über ihn wurden Kohlen transportiert

Nach diesem Ereignis erwarb er vorsichtshalber eine Pistole, die er zum Glück nie brauchte. Oft begleitete ihn später einer der älteren Söhne durch die Dunkelheit bis die Sonne aufging.

J.F. F. war strenger Vater. Ein Blick von ihm genügte, und die Kinder wussten, was er von ihnen erwartete. Natürlich gehorchten sie. Sein Hauptziel war, die Kinder zu gläubigen Christen zu erziehen. Dazu gab er ihnen sein Vorbild.

August schreibt: „Das Wort Gottes wurde täglich von unserem Vater gelesen & dieses aber auch mit einer Kraft im Ausdruck, dass uns dieses unvergesslich ist & bleibt & wenn er beim Tischgebet das heilige „Vater unser“ betete und ihm dabei seine Unwürdigkeit übermannte & er an die Bitte kam „und vergib uns unsere Schuld“, dass er hinzusetzte mit tränendem Auge: „Ja, vergib uns unsere Schuld“, dann durchdrang uns eine heilige Schauer. Mit welcher Innigkeit er das Gebet sprach, davon eins. Wenn er donnerstags nach dem Wittener Fruchtmarkt ging, dann musste er das Tischgebet sprechen, trotzdem die Bauern, welche Roggen nach dort brachten, meist katholisch waren, so geschah es oft, dass dieselben zu Tisch saßen und auf unseren Vater so lange warteten, bis derselbe kam und das Tischgebet laut sprach. Bauer Wollbeck aus Wulfen im Münsterland sagte eines Tages „Funke (der abgekürzte Name), Sie können besser beten wie unser Kaplan.“



Bergischer Cassathaler, gültiges Zahlungsmittel zur Zeit der Gründung der Elberfelder Sparkasse 1822. Oben: Wappen des Großherzogs von Berg 1807. Unten: Joachim Murat, Großherzog von Berg, Schwager Napoleon I.



Die Kinder lebten keineswegs in einem bedrückenden Elternhaus. Der Vater sang gern und oft, auch Volkslieder, die seine Kinder in der Schule lernten. Sein Lieblingslied aber blieb „Herz und Herz vereint zusammen“. Im Gottesdienst, wenn der Organist die Choräle zu schleppend intonierte, erhoben Vater Funccius und seine 7 Söhne ihre kräftigen Stimmen und zwangen ihn, sich ihrem Tempo anzupassen.

Das Glück vergangener Tage erlebt August erneut, wenn er an diese Stunden denkt (sein jüngster Bruder Ewald schreibt auch davon): *„Unvergesslich sind uns die Sommerabende, wenn wir uns nach vollendeter Arbeit auf die Treppenstufen unseres Hauses setzten und dann unserer Choräle und Schullieder in die Nacht hinein sangen, das waren schöne Stunden, welche tief in unsere Herzen geprägt sind.“*

Dass Kinderglück auch aus bescheidensten Anlässen erwächst und zu kostbarer Erinnerung wird, beweist auch diese Beschreibung von August:

„Unser Weihnachtsgeschenk bestand vielfach aus einer sogenannten Puddelmütze usw. und wir bekamen von den Eltern einen Teller voll Apfel, Nüsse, Klaskerl und Spekulatius und ein buntes Taschentuch, worüber wir uns so sehr freuten, dass wir dasselbe den ganzen Tag in der Hand hielten, damit man doch sah, was man bekommen hatte (O selige Genügsamkeit).“

Die gute Atmosphäre im Elternhaus beruhte auf der glücklichen Ehe, die Johann Friedrich und Anna Maria führten. Auch dazu August: *„Das Familienleben im elterlichen Hause war ein sehr glückliches und war dieses allgemein bekannt, was sich darin erwies, dass die Beiden (Eltern) solange sie lebten, aus einem Teller aßen.“*

Wenn unser Vater aus der Backstube kam, und sich umzog, da hing er das Jäckchen und Hemd am Ofen und wenn unsere Mutter dem Vater geholfen dann sagte unser Vater zu Mutter: „So, Anmericken, nu gef mie en Drückelken.“ und dann nahmen sie sich in den Arm & küssten sich herzlich. Dieses geschah in der Stube, was man auch von der Straße aus sehen konnte. Dieses glückliche Eheleben war so bekannt, dass man oft hören konnte, wenn von unseren Eltern gesprochen wurde (Anmericken, gef mie en Drückelken).“



DER SONNTAGSGOTTESDIENST

Vorbereitungen – Reformierte und Lutheraner – Predigerstars

Im 19. Jahrhundert hatten die christlichen Kirchen ihre Gläubigen noch fest im Griff, und das waren die allermeisten Menschen. So war der Sonntag ein reiner Ruhetag, der zu Ehren Gottes genutzt werden musste. Weltliche Vergnügen waren untersagt, der evangelisch-reformierte Stadtrat in Elberfeld ließ nichts anders zu und wachte streng darüber.

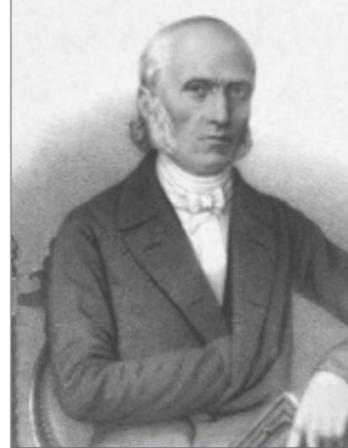
Der obligatorische Kirchgang am Sonntag-Vormittag wurde somit zum Höhepunkt des Tages. Für die frommen Christen war er es auch. Für die, die nicht mit ganzem Herzen dabei waren, hatte er immerhin den Vorteil, dass man nach dem Gottesdienst noch auf dem Kirchplatz verweilte, Bekannte traf, Schwätzchen hielt und Neuigkeiten austauschte, bevor man den Heimweg antrat und vielleicht unbemerkt in einer Schankwirtschaft nach dem Rechten sehen musste.

Auf den Sonntag als Festtag bereitete man sich sorgfältig vor. Zunächst galt der Samstag als Badetag für die ganze Familie, wurde doch an Werktagen das Waschen unter der kalten Wasserpumpe vollzogen. Ein Holzbottich wurde in die Küche geschleppt, heißes Wasser auf dem Kohleherd vorbereitet und die Kernseife bereit gelegt. Dann stieg ein Familienmitglied nach dem anderen in die Wanne, bis das Wasser trüb war. Frisch schlüpfte man dann am nächsten Morgen in seinen Sonntags-Staat, der allein den Festtagen vorbehalten war und begann den Kirchgang.



Holz-Waschbottiche waren üblich, später benutzte man transportable Zinkwannen.

In Elberfeld gab es in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts drei christliche Kirchen. Eine katholische und zwei evangelische unterschiedlicher Glaubensrichtungen: reformiert und lutherisch. Sie verhielten sich wie Geschwister, die sich nicht verstehen. Ihrer gemeinsamen Abstammung waren sie sich zwar bewusst, gingen aber getrennte Wege. Den strengen Reformierten war es ein Ärgernis, dass Luther den Bruch mit dem Katholizismus nicht so streng vollzogen hatte wie Calvin und Zwingli es taten. Sie versuchten deshalb, die Lutheraner fernzuhalten. Erst 1752 gelang es diesen



Zwei begnadete Prediger, die beide nicht lange in Elberfeld blieben: links Friedrich Wilhelm Krummacher für die Reformierten und rechts: Immanuel Friedrich Sander für die Lutheraner

ein eigenes Gotteshaus zu errichten im alten Stadtzentrum am Kolk und zwar in unmittelbarer Nachbarschaft zur ehrwürdigen reformierten Kirche in der Calvinstraße. Evangelische Gläubige hatten also denselben Weg zu ihren Kirchen. Mit gegenseitigen geringschätzigen Blicken musste schon unterwegs gerechnet werden.

Von 1838 –1847 gab es nun die absolute Blütezeit der Predigtkultur in Elberfeld, weil gleichzeitig zwei Starprediger jeden Sonntag in ihre Kirche lockten. Ein reformierter, F.W. Krummacher und ein lutherischer, Immanuel Sander. Und das kam so: Ab 1835 predigte Krummacher in Elberfeld. Er war der Neffe von Gottfried Daniel Krummacher. War der Onkel schon ein großer Wortverkünder, so war es der Neffe erst recht. Wann immer er predigte, war die Kirche überfüllt. Angeblich wurden die Kirchenfenster gelegentlich ausgehängt, weil die Leute draußen ihn hören und nach Möglichkeit sein theatralisches Auftreten auch sehen wollten.

Die Lutheraner hatten Mühe, ihre Schäfchen beisammen zu halten, weil viele ihrer Kirche fern blieben, um den Gottesdienst bei Krummacher zu erleben. Das konnten die Lutheraner nicht dulden. Sie machten sich also auf die Suche nach einem charismatischen Prediger. Den gab es in Wichlinghausen in Barmen: Immanuel Sander, Friedrich Funccius kannte ihn seit Jahren. Als er noch im Dickten wohnte, pilgerte er am Sonntag regelmäßig vom Uellendahl nach Wichlinghausen, um den eindrucksvollen Sander zu hören. Nun setzte er alles daran, ihn abzuwerben.

Und die Elberfelder hatten Erfolg. 1838 wechselte Sander zur Kirche am Kolk. Sander war ein ganz anderer Typ als der dynamische Krummacher. Er gewann schnell die Lutheraner für sich durch seine tiefe Glaubensüberzeugung, die die Herzen seiner Zuhörer bewegte, unter die sich jetzt auch reformierte Gläubige mischten.

Beide Prediger wurden in Elberfeld nicht alt. Sie waren zu Höherem berufen. 1847 ging Krummacher zuerst nach Berlin und später als Hofprediger nach Potsdam. 1854 wurde Sander Superintendent und zweiter Direktor des Predigerseminars in Wittenberg.

Beide Pfarrer müssen ein respektvoll-freundschaftliches Verhältnis gehabt haben; denn der früh berühmte Krummacher schrieb 1860 ein Buch über Sander. Er nannte es „Eine Prophetengestalt aus der Gegenwart“. Und über seine Begegnungen in Elberfeld, die tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, sagte er, dass er keine Stelle in Deutschland wisse, an der so viele Menschen mit gesundem, praktischem Christentum beisammen seien wie im Tal der Wupper.



NOTJAHRE *Cholera, Hungersnot – Revolution*

Die Jahre vor der Jahrhundertmitte wurden für die Elberfelder absolute Notjahre. Die Bürger hatten gegen drei Heimsuchungen anzukämpfen, den Hunger, die Cholera und die Revolution.

1849 verbreitete die Cholera Angst und Schrecken in der Stadt. Ausgegangen war sie vom größten Elendsviertel auf der südlichen Wupperseite, der „Fuhr“ (Islandufer). Die Armensiedlung lag tief am Flussufer, wurde häufig überschwemmt und befand sich auf der untersten Hygienestufe der Stadt. 1858 flammte die Seuche erneut auf und forderte 1866/67 fast 1000 Tote. Angesteckt hatten sich die Menschen vor allem durch verunreinigtes Trinkwasser. 1887 wurde in Elberfeld mit dem Bau eines unterirdischen Abwassersystems begonnen.

Famile Funccius im Uellendahl blieb von der Epidemie verschont. Man lebte fast auf dem Land, genoss frische Luft und konnte die Fäkalienentsorgung bäuerlich großzügig vornehmen.

Nur den 13-jährigen August traf die Seuche – zwar nicht unmittelbar, aber schwer. Sein bester Freund erkrankte und hatte auf dem Sterbebett nur einen Wunsch, dass August für ihn bete. Für August wurde dies zum Schlüsselerlebnis, das ihn erst richtig zum Glauben brachte.



Die Fuhr, Elendsviertel der Stadt Elberfeld, 1880er Jahre.